

Weltspitze Schweizer Holz, Besuch bei Martin Jucker, Fotovoltaik

WELTWOCHEN GRÜN

Nummer 3 – 23. Juni 2022



Charme der Nähe

Kunden verlangen nach nachhaltigen, möglichst regionalen Produkten. Anbieter schmücken sich damit und stärken ihre Marke. Doch der Trend birgt auch Gefahren.

Romantik trifft auf Realität

Kleinräumige Landwirtschaft ist in reichen Ländern für viele ein naturnahes Ideal. In ärmeren Regionen der Welt ist sie ein Entwicklungshindernis.

Philipp Aerni

Vielen Leuten kommt beim Slogan «Aus der Region für die Region» ein Migros-Werbespot in den Sinn, in dem das Huhn am taufrischen Morgen das Bauernhaus verlässt und nach einem abenteuerlichen Spaziergang beim Migros-Supermarkt in der Stadt ankommt und dort sein Ei direkt in die Lücke einer Eierkartonschachtel legt.

Der Spot generiert allerlei positive Assoziationen beim Zuschauer: Das kühne Huhn mit dem grossen Auslauf und der Bestimmung, ein frisches Ei direkt zu den Konsumenten der Migros zu bringen, ist unterhaltsam und erzeugt zugleich ein optimistisches Grundgefühl. Die Musik im Hintergrund weckt zudem Erinnerungen an die guten alten Zeiten. Diese Nostalgie ist auch eng verbunden mit dem Gefühl, dass mit der Industrialisierung der Landwirtschaft viel von der Nähe zur Nahrungsmittelproduktion verlorengegangen ist.

Heute glauben wir in der Tat, nicht mehr zu wissen, was wann wo und unter welchen Bedingungen gelegt, gezüchtet, geschlachtet oder angebaut wurde – oder vielleicht wollen wir es auch gar nicht mehr wissen. Zwar wird inzwischen fast alles im Laden gekennzeichnet und rückverfolgbar gemacht. Doch wenn wir der Agrarindustrie misstrauen – wie können wir dann solchen Labels trauen? Das schlechte Gewissen beim Kauf der Nahrungsmittel in der Migros bleibt daher trotz Wohlfühlwerbung bei vielen umwelt-, sozial- und tierwohlbewussten Konsumenten bestehen.

Viele Konsumenten bevorzugen stattdessen die direkte Beziehung zum Produzenten, indem sie eine konkrete vertragsbasierte Beziehung mit einer nachhaltig wirtschaftenden Bauernfamilie in der Region eingehen. Diese liefert an den gewünschten Tagen die gewünschten Produkte vom Bauernhof frisch



Philipp Aerni ist Direktor des Zentrums für Unternehmensverantwortung und Nachhaltigkeit (CCRS) an der Hochschule für Wirtschaft Freiburg und Dozent an der Universität Zürich und der ETH Zürich.

vor die Haustür. Manche Produkte sehen perfekt aus, andere weniger, doch der Genuss liegt vor allem darin, dass die gefühlte Nähe zum nachhaltig produzierenden Familienbetrieb auf dem Land wiederhergestellt ist – sicherlich zu Recht, in dem Sinne, dass die Bauernfamilie durch den Direktverkauf trotz relativ niedriger Erträge und arbeitsintensiveren Praktiken gut verdienen und nachhaltig produzieren kann.

Ausserdem kann der Betrieb auf ein teures und mit aufwendigen Vorschriften befrachtetes Label wie Bio Suisse verzichten, denn es handelt sich ja um eine direkte Vertrauensbeziehung mit der städtischen Kundschaft. Diese darf sich frei fühlen, den Betrieb jederzeit zu besuchen, um sich zu vergewissern, dass der Anbau wie auch die Tierhaltung ihren Erwartungen entsprechen. Oftmals haben die Kinder dann auch die Möglichkeit, Ferien auf dem Bauernhof zu verbringen, was auch die künftige Generation mit nachhaltigen Formen der Landwirtschaft vertraut macht. Schliesslich können auch alle

Emissionen eingespart werden, die mit dem Transport und der Verarbeitung von Nahrungsmitteln aus fernerer Regionen verbunden sind.

Solche Ansätze der sogenannten solidarischen Landwirtschaft oder Community-Supported Agriculture (CSA) sind aus Nachhaltigkeitssicht zweifellos zu begrüssen und daher auch entsprechend zu fördern. Doch geht es hier tatsächlich um die Rückkehr zu einer ursprünglichen Landwirtschaft, wie sie vor der Industrialisierung praktiziert wurde? Und würde die Welt als Ganzes nachhaltiger werden, wenn die solidarische Landwirtschaft überall die Regel und nicht die Ausnahme wäre?

Ein Privileg der Wohlhabenden?

Zur ersten Frage muss festgehalten werden, dass auch die solidarische Landwirtschaft auf moderne Infrastruktur und Technologien angewiesen ist. Zu diesem Schluss kam ein Forscherteam, das vor zehn Jahren sogenannte *box scheme*-Initiativen in Nairobi in Kenia untersuchte. Der Begriff *box* bezieht sich dabei auf die Kisten, die die bestellten Nahrungsmittel beinhalten, welche die Bauern aus der Region für die städtischen Konsumenten produzieren und direkt abliefern. Die Initiativen wurden von Entwicklungsorganisationen unterstützt, um zu beweisen, dass nachhaltig produzierte, regionale Nahrungsmittel im Direktverkauf nicht bloss ein Privileg der Wohlhabenden in Europa und den USA sind.

Die Umsetzung solcher *box schemes* in Kenia erwies sich jedoch als schwieriger als ursprünglich angenommen, denn der häufige Stromausfall, mangelnde Professionalität in der Logistik und eine ungenügende Verkehrsinfrastruktur beeinträchtigten die Qualität und insbesondere die Frische der Produkte in der Lagerung wie



Gefühlte Nähe zum Familienbetrieb: Bio-Bäuerin in Allschwil BL.

auch im Transport. In der Folge waren die gelieferten Lebensmittel nach Erreichung der Destination zum Teil bereits ungeniessbar, was viele städtische Kunden dazu bewegte, ihre Lieferverträge zu kündigen und die Frischprodukte wieder im Supermarkt einzukaufen.

Die Erfahrung zeigt, dass die Erhaltung der Frische von verderblichen Nahrungsmitteln wie Früchte und Gemüse weniger von Zeit und Distanz abhängig ist als vielmehr von der Technologie, die verwendet wird, um Frische zu gewährleisten. Frische ist als solches kein wirkliches Mass, sondern vielmehr ein Zustand (definiert als «noch nicht verdorben»).

Industrielle Frische

Dieser Zustand der industriellen Frische basiert auf allerlei Technologien, von denen viele Konsumenten wohl noch nie etwas gehört haben. Dazu gehören Anti-Pilz-Sprays, Schutzfolien, Vakuum-Versiegelung, ausgeklügelte Kühlsysteme, Lebensmittelbestrahlung, das Einwachsen von tropischen Knollenfrüchten, die kontrollierte Ethylenreife von grünen Bananen und so weiter. Es ist daher irreführend, wenn im Marketing der Grossverteiler, die ja von sämtlichen Technologien der industri-

ellen Frische Gebrauch machen, das Attribut «frisch» mit anderen positiven Attributen wie «natürlich», «lokal», «vital», «ehrlich» und «authentisch» gleichgesetzt wird.

Auf viele dieser Technologien kann im Direktverkauf von lokalen Nahrungsmitteln vielleicht verzichtet werden. Und dennoch sind eine gute Regulierung von Temperatur und Feuchtigkeit in der Lagerung und im Transport sowie ein effizientes Vertriebssystem wichtige Voraussetzungen für das Funktionieren des Modells einer solidarischen Landwirtschaft. Die dazu notwendige moderne Infrastruktur wird jedoch stillschweigend vorausgesetzt.

Betreffend der zweiten Frage erweist es sich als zweifelhaft, ob die Welt nachhaltiger würde, wenn selbst im globalen Süden die Voraussetzungen für eine funktionierende solidarische Landwirtschaft geschaffen würden; denn diese wird immer eine Nische bleiben für diejenigen, die über das nötige Geld und die nötige Zeit verfügen, um einen alternativen Lebensstil führen zu können. Ausserdem sind die durchschnittlichen Erträge weit geringer als in der industrialisierten Landwirtschaft, was zu mehr Importen aus dem Ausland und/oder einem geringeren Anteil Biodiver-

sitätsbrachland im Inland führen würde.

Auch wenn solche alternativen Formen der landwirtschaftlichen Produktion und des Nahrungsmittelkonsums zu einer wünschenswerten Vielfalt der Agrarsysteme beitragen, so werden sie daher immer eine Ergänzung und nicht ein Substitut für das industriell orientierte Agrarsystem sein. Schliesslich muss die solidarische Landwirtschaft auch als Reaktion auf die Unzufriedenheit mit der industriellen Landwirtschaft verstanden werden.

Bereits Realität?

Dort, wo die industrielle Landwirtschaft jedoch nur punktuell oder noch gar nicht Einzug gehalten hat, also in den ärmsten Ländern, kann daher auch der Sinn einer sogenannten solidarischen Landwirtschaft als Alternative kaum nachvollzogen werden. Manche Repräsentanten der Ernährungssouveränitätsbewegung, die sich für Kleinbauern einsetzen und gegen *land grabbing* in Entwicklungsländern kämpfen, mögen anfügen, dass diese solidarische Landwirtschaft in den ländlichen Regionen des Südens ja bereits Realität sei, denn die Kleinbauern produzieren dort primär nicht für internationale Märkte, sondern für die Selbstversorgung ihrer Familien und vielleicht noch ihrer Kommunen.

Das mag stimmen. Doch niemand würde wohl allen Ernstes behaupten wollen, dass sich diese Kleinbauern aus freien Schritten zu einem Lebensstil der Selbstgenügsamkeit entschieden hätten. Es ist geradezu zynisch, das Leben in einer marginalen ländlichen Region in einem armen Entwicklungsland als romantisch und nachhaltig darzustellen, denn in die-

Die Erhaltung der Frische ist weniger von Zeit und Distanz abhängig als von Technologie.

sen Regionen ist nicht der Wohlstand, sondern die Armut das Hauptproblem der Nachhaltigkeit. Eine Missernte in solchen Regionen, die weitgehend abgekoppelt sind von formalen Agrarmärkten, kann leicht zu einer existenzbedrohenden Nahrungsmittelknappheit führen, denn die hohen Transaktionskosten und die geringe Kaufkraft macht es für Nahrungsmittelhändler wenig attraktiv, die Überschüsse aus anderen Regionen verfügbar zu machen. Sollte trotz Mangel an verfügbarem Input wie Dünger, verbessertem Saatgut, Pflanzenschutzmittel, Traktoren und Bewässerung eine gute Ernte anfallen, die über den Eigenkonsum



Bitterer Beigeschmack: Teff-Ernte in Tigray, Äthiopien.

hinaus reicht, kann der Überschuss kaum in ein besseres Einkommen umgemünzt werden, denn die Mittel, um diese zu verarbeiten und/oder anderswo zu verkaufen, fehlen häufig. Oftmals fehlt auch die Technologie für eine gute Lagerhaltung, was dazu führt, dass die Überschüsse in Zeiten der Knappheit nicht mehr verfügbar sind, weil sie bereits von Parasiten konsumiert wurden.

Ständig kleiner

Die Unsicherheit und der Mangel an verfügbaren Agrartechnologien sind auch mit ein Grund für das relativ hohe Bevölkerungswachstum auf dem Land. Kinder sind auf dem Bauernhof immer auch Gratisarbeitskräfte (denn externe Arbeitskräfte können sich Kleinbauernfamilien nicht leisten). Sie sind zudem eine Art Altersvorsorge, denn der Staat kann eine solche in den wenigsten Fällen gewährleisten. Eine gute Schulbildung ist diesbezüglich bereits ein Privileg für Familien, die es sich leisten können, langfristiger zu denken, weil sie sich nicht mehr um das unmittelbare Überleben sorgen müssen.

Das hohe Bevölkerungswachstum und die niedrige landwirtschaftliche Produktivität erklären auch, warum die Bauernbetriebe in den marginalen ländlichen Regionen Afrikas nicht grösser, sondern ständig kleiner werden. Die Durchschnittsgrösse eines Betriebs in Ostafrika ist in vielen Regionen bereits auf unter 0,3 Hektar geschrumpft (in der Schweiz liegt die Durchschnittsgrösse im Vergleich bei 21,5 Hektar). Solche Kleinstbetriebe können kaum mit Investitionen in eine verbesserte Produktivität rechnen, denn diese lohnen sich

erst ab einer bestimmten Grösse (Aggregationsproblem). Ausserdem sind sie langfristig kaum lebensfähig, denn die Böden leiden unter Nährstoffmangel und Erosion, und die bebaubare Fläche reicht nicht aus, um der nächsten Generation eine Zukunft auf dem Betrieb zu bieten. Bestenfalls kann ein Kind den Hof übernehmen, die anderen müssen migrieren oder weiteres Land urbar machen, was meistens mit Abholzung einhergeht und auch in diesen Ländern mittlerweile illegal ist.

Aus diesem Grund sind die immer kleiner werdenden Betriebe auch die Haupttreiber der Migration im globalen Süden geworden. Im globalen Norden war die Entwicklung im 19. Jahrhundert ähnlich. Damals sind die

Nicht der Wohlstand, sondern die Armut ist das Hauptproblem der Nachhaltigkeit.

Bauernbetriebe auch in der Schweiz wegen des Bevölkerungswachstums auf dem Land ebenfalls kleiner geworden und der Staat war bereit, den landlosen Bauernkindern ein Startkapital für die Auswanderung auszuhändigen. Damals wurden solche Auswanderer allerdings noch nicht Wirtschaftsflüchtlinge genannt.

Bereits jetzt ist es so, dass viele der wachsenden Grossstädte Afrikas von Nahrungsmittelimporten abhängig sind, weil die kleinstrukturierte inländische Landwirtschaft nicht genügend vermarktbar Überschüsse generiert. Afrika importiert als Kontinent jährlich Nahrungsmittel im Wert von vierzig Milliar-

den US-Dollar. Diese Situation wird sich erst ändern, wenn es einen Strukturwandel in der Landwirtschaft gibt, wie er im 19. Jahrhundert auch in Europa stattgefunden hat, sprich: Schaffung von mehr Arbeitsplätzen ausserhalb der Landwirtschaft und höhere Investitionen in die Modernisierung der Landwirtschaft.

«Aus der Region für die Region» hat daher in den ärmsten Ländern einen bitteren Beigeschmack. Vor ein paar Jahren wurden meine Frau und ich während einer mehrtägigen Wanderung in einem Nationalpark im nördlichen Hochland Äthiopiens von einer lokal ansässigen Familie, die hauptsächlich von der Kleinviehzucht lebte, zum Kaffee in ihre Hütte eingeladen. Diese war aus Materialien gebaut, von denen die meisten aus der unmittelbaren Nähe stammten, denn es gab eigentlich keinen Verkehrsanschluss für die kleine Siedlung.

Das Vieh lebte zusammen mit der Grossfamilie in einem Raum, und in der Mitte auf dem Lehm Boden brannte das Feuer, über dem der lokal angebaute Kaffee gebraut wurde. Alles lokal und daher nachhaltig? Die Familie würde wohl nicht verstehen, was an ihrer Situation genau nachhaltig sein soll, denn eine Basisversorgung im Bereich Erziehung und Gesundheit gibt es in der Region nicht. Die Kinder arbeiten hart, und die Töchter werden wohl noch im Kindesalter verheiratet werden. Die Lebenserwartung liegt im Schnitt bei dreissig Jahren.

Probleme werden verschärft

Wenn der Werbeslogan «Aus der Region für die Region» daher wörtlich interpretiert wird, so sieht die Realität wohl eher aus wie im Hochland von Äthiopien und weniger wie im Zürcher Oberland. Das hält die Schweizer wie auch die EU-Entwicklungszusammenarbeit jedoch nicht davon ab, die eigenen Vorstellungen einer nachhaltigen, solidarischen und kleinstrukturierten Landwirtschaft, wie sie in diversen Formen in Europa subventioniert werden, in der einen oder anderen Form in die ärmsten Länder zu exportieren – und somit Strukturen zu zementieren, die viele Probleme langfristig nicht lösen, sondern verschärfen.

Die Gutfühler-Werbespots der Grossverfeiler, welche die Nostalgie in der Landwirtschaft feiern und deren Inhalt auch indirekt über «Globi»-Bücher in den Schulunterricht einfließen und somit die Vorstellungen einer nachhaltigen Landwirtschaft der künftigen Generation hierzulande prägen, ist also keineswegs harmlos. Im Gegenteil, sie kann zu realen Kollateralschäden führen betreffend Nachhaltigkeit, Ernährungssicherung und Migration im Süden.